

Einleitung

Günter Burkard, München

Für die Ausstellung „Stimmen vom Nil – Altägypten im Spiegel seiner Texte“ im Staatlichen Ägyptischen Museum München waren Exponate zusammengetragen worden, die die Herzen nicht nur der ägyptologischen Fachwelt höher schlagen ließen. Aus diesem Anlaß veranstalteten das Ägyptische Museum und das Ägyptologische Institut der Ludwig-Maximilians-Universität gemeinsam ein Symposium unter dem Thema „Spurensuche“, dessen Vorträge hier vorgelegt werden.

Obwohl aus einer recht kurzfristig entstandenen Idee geboren, war es erfreulicherweise gelungen, vom 2.–4.5.2003 eine Reihe von vornehmlich auf dem Gebiet der ägyptischen Literatur arbeitenden Kolleginnen und Kollegen für die Teilnahme zu gewinnen. Deren Vorträge boten sowohl aus inhaltlicher wie aus chronologischer Sicht eine große thematische Bandbreite: Vom Mittelägyptischen bis zum Koptischen wurden einzelne Themen oder Textgruppen vorgestellt bzw. von unterschiedlichen methodischen Ansätzen analysiert; so entstand ganz nebenbei auch ein Spiegelbild der gegenwärtigen intensiven Diskussion um Fragen wie „Was ist ägyptische Literatur?“, „Welche Stoffe oder Motive finden sich in den Texten?“ oder „Welche Verfahren der formalen und der inhaltlichen Analyse sind für diese angemessen?“. Auch grundsätzliche methodische Fragen wurden ebenso detailliert wie kritisch diskutiert und zudem, im Eröffnungsvortrag, die Geschichte der Entzifferung der Hieroglyphen, also der Gewinnung der Basis, auf der man heute arbeiten kann, nachgezeichnet. So kamen auch die Altvorderen unseres Faches, „die Riesen, auf deren Schultern wir Zwerge sind“, zu ihrem Recht. In der Abschlusdiskussion am letzten Tag wurden viele der zuvor angeschnittenen Fragen nochmals angesprochen und zukünftige Aufgaben erörtert.

Die folgende Einleitung will nichts anderes, als einen kurzen Überblick über die einzelnen Beiträge bieten. Dieser Kürze entsprechend kann selbstverständlich nicht die gesamte Argumentation im einzelnen nachgezeichnet werden, sie soll es auch nicht. Die jeweils angesprochenen Punkte sind durchaus subjektiv gewählt, insgesamt aber ein Beleg dafür, wie fruchtbar und anregend diese Beiträge empfunden wurden.

Im Eröffnungsvortrag: „Zimmer mit Ausblick oder Wir entziffern nicht mehr, wir lesen“ präsentierte A. Grimm, wie der Untertitel besagt, „eine wissenschaftsgeschichtliche Collage zur Entzifferungsgeschichte der Hieroglyphen 1800–1850“. Er zeichnet minutiös diese Geschichte nach, die bekanntlich nicht mit Champollion beginnt, sondern mit Namen wie A. I. S. de Sacy, J. D. Åkerblad und T. Young, die mit ihren Arbeiten das Fundament für den Erfolg Champollions gelegt hatten. Das schmälert nicht die Leistung dieses Mannes, läßt aber auch die Vorgänger zu ihrem Recht kommen. Der endgültige Durchbruch wurde in Champollions berühmtem „Lettre à M. Dacier (...)“ manifest.

Damit aber begann erst einmal eine wissenschaftliche Kontroverse, die mehrere Jahrzehnte anhalten sollte und die auf der Gegenseite vor allem durch Namen wie F. A. W. Spohn, G. Seyffarth oder H. J. Klaproth repräsentiert wird. Auch A. von Humboldt oder A. A. M. Peyron sind in diesem Zusammenhang zu nennen. Unterstützung fand Champollion unter anderem und vor allem durch I. Rosellini und F. Salvolini. Die endgültige Etablierung seines Entzifferungssystems ist dann mit R. Lepsius verbunden, der aus einer hartnäckigen und heftigen Kontroverse mit G. Seyffarth als Sieger hervorging.

Was die weitere Entwicklung hin zum „Lesen“ betrifft, so ist hier vielleicht überraschenderweise weniger R. Lepsius zu nennen als vor allem H. Brugsch. Hatte R. Lepsius noch gegenüber den ägyptischen Texten eine deutliche Zurückhaltung an den Tag gelegt, war H.

Brugsch derjenige, der die Entwicklung mit der Erschließung des Demotischen, mit den ersten Grammatiken und – nach Champollion – dem ersten Wörterbuch dynamisch vorantrieb. Die erste zusammenhängende Übersetzung eines ägyptischen Textes verdankt die Ägyptologie dann E. de Rougé; dieser Text war die Berliner Stele des *Wp-w3.wt-ms(j.w)*. Damit war der Durchbruch geschafft, nun konnte das intensive Lesen der Texte so richtig einsetzen.

Während sich die übrigen Beiträge dieses Symposions, sieht man einmal vom Eröffnungsvortrag A. Grimms ab, mit bestimmten Themen und Motiven in ägyptischen und koptischen Texten oder auch mit einzelnen Werken befassen, versucht der Beitrag von G. Moers: „Der Spurensucher auf falscher Fährte? Überlegungen zu den Voraussetzungen einer ägyptologischen Literaturwissenschaft“ eine Art theoretischen Überbaus zu schaffen oder richtiger: die Entwicklung der ägyptologischen Auseinandersetzung mit den erhaltenen Texten zu rekonstruieren und, nicht daraus, sondern in gewisser Weise durchaus im Gegensatz dazu, die Bedingungen für diese ägyptologische Literaturwissenschaft zu formulieren. Er wählte sich somit nicht die Texte selbst als Untersuchungsgegenstand, sondern die ägyptologische Kommunikation über diese.

Im 19. Jahrhundert um die gleiche Zeit entstanden wie die verschiedenen Nationalphilologien, hat die ägyptologische Philologie im weiteren Verlauf nach G. Moers eine Neuorientierung hin zu interpretierenden Textwissenschaften versäumt, wie sie die anderen Philologien vollzogen haben und stattdessen ihr primär- bzw. wortphilologisches Wissenschaftsprogramm beibehalten, sie wurde, so seine Formulierung, „philologistisch“. Das wird anhand verschiedener Entwicklungen exemplifiziert, etwa an der Phase der Historisierung literarischer Texte, die oft genug in einen Zirkelschluß führte: Die Texte wurden als historische Quellen angesehen, anhand derer dann genau die Geschichte rekonstruiert wurde, die eigentlich für ihre Entstehung verantwortlich gewesen sein sollte.

In der weiteren Entwicklung versuchte man sich durchaus an modernen literaturwissenschaftlichen Methoden zu orientieren und diese in das Fach zu importieren. Die Diskussion um die verschiedenen Methoden, um den Literaturbegriff überhaupt, um die verschiedenen Wege der Analyse und der Interpretation ägyptischer Texte ist noch in vollem Gang und nicht zuletzt aus dieser intensiven Diskussion, bzw. als deren unausweichliche Folge, entwickelte sich eine noch immer anhaltende Polyphonie.

Wenn G. Moers leidenschaftlich dafür plädiert, moderne literaturwissenschaftliche Methoden zu importieren, dies aber nicht unreflektiert zu tun, wird man ihm vorbehaltlos zustimmen. Das schließt aber nicht die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit aus, ägyptische Texte unter zugegeben modernen ästhetischen oder formalen Gesichtspunkten zu betrachten und den so gewonnenen Ergebnissen ihren eigenen Wert zuzugestehen. Gerade einige der hier vorgestellten Beiträge bestätigen dies glänzend.

R. Parkinson zeichnet in „The History of a Poem: Middle Kingdom Literary Manuscripts and their Reception“ nicht, wie man unter diesem Titel erwarten könnte, vor allem ein Bild der Rezeptionsgeschichte mittelägyptischer Literaturwerke bis in die Neuzeit nach – obwohl er das durchaus auch tut –, sondern verfolgt vor allem ausführlich die Spuren der Rezeption dieser Texte in Ägypten selbst. Sein Ausgangspunkt ist die These, daß sie zunächst in einer Form existierten, die er als „poems“ bezeichnet, und daß sie erst später, im Neuen Reich, zu „texts“ wurden: Daß sie also von der eher lebendigen Verwendung, der „Aufführung“ bzw. Rezitation, zu „Klassikern“ für die Schreischüler des Neuen Reiches wurden, die mit ihrer Hilfe die Sprache des Mittleren Reichs lernten, die sie exzerpierten, verschiedentlich dem neuen Sprach- bzw. Wortgebrauch anpaßten und, auch das ein Zeichen für die eher „akademische“ Behandlung, die sie nunmehr erfuhren, gelegentlich in anderem

Zusammenhang zitierten. Unter diesem Blickwinkel erhält etwa auch das Ashmolean Ostrakon des Sinuhe wieder den ihm zustehenden, wenn auch immer wieder bestrittenen eigenständigen Wert.

Diese Entwicklung zeichnet Parkinson insbesondere anhand der Bauerngeschichte und des Sinuhe sorgfältig nach. Beide Werke sind aus dem Mittleren Reich in mehreren Exemplaren belegt, die jeweils aus Privatbesitz stammen. Sie belegen somit ein privates Interesse an diesen Texten, bzw., im Fall der Ramesseumpapyri, die Möglichkeit ihrer Präsentation vor Publikum, wie die Person ihres Besitzers, eines Vorlesepriesters, vermuten läßt. Die in den verschiedenen Handschriften zu beobachtenden Varianten belegen, daß es den Besitzern nicht wie den modernen Philologen um Textkritik, also nicht um eine korrekte, dem „Urtext“ so nahe wie möglich kommende Version ging; vielmehr sind die unterschiedlichen Fassungen das Resultat der Auseinandersetzung verschiedener individueller Persönlichkeiten mit dem jeweiligen Werk, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten – und daher auch in verschiedenen Versionen. Auch die individuelle Nutzung durch die jeweiligen Besitzer wird einfühlsam nachgezeichnet; etwa die Frage, warum sich in ein und derselben Hand zwei verschiedene, jeweils unvollständige, sich überschneidende Handschriften der Bauerngeschichte befanden, oder warum die Rolle mit dem „Lebensmüden“ an ihrem Ende auch einen Ausschnitt aus der inhaltlich völlig divergierenden Hirtengeschichte („serious literary tone“ vs. „folktale“) enthält: schlicht zum physischen Schutz der Haupthandschrift und nicht etwa aus einigermaßen kompliziert (re)konstruierten inhaltlichen Gründen, wie gelegentlich versucht worden ist.

Die „living poems“ des Mittleren Reichs dienten also den Angehörigen einer Hochkultur zur Unterhaltung und zum Genuß, bevor sie mehr und mehr zum Gegenstand „akademischer“ Auseinandersetzung, zu „dead texts“, wurden. Der Befürchtung, daß gerade die Ägyptologen diese Entwicklung, wenn auch unfreiwillig, vorantrieben, setzt Parkinson den Appell entgegen, sie verstärkt „zurück zu bearbeiten“ („to un-edit“), sie so wieder in ihren physischen und sozialen Kontext einzubetten, also mehr den „poems“ und weniger den „texts“ die Aufmerksamkeit zu widmen.

Einer speziellen Gruppe von Texten widmet sich U. Verhoeven unter dem Thema „Literarische Ansichtskarten aus dem Norden versus Sehnsucht nach dem Süden“: Einzelne Abschnitte aus den Late Egyptian Miscellanies berichten über die Abwesenheit von einer Stadt, von der Sehnsucht nach zuhause, oder sie loben die Schönheit einer Stadt und warten sogar mit baulichen Details auf (*laus urbis*). Man könnte sie somit als Ansichtskarten bezeichnen, die zwar keine optischen Bilder übermitteln, aber literarische Beschreibungen einer lebendigen Städteszenerie liefern.

Die Fragestellung U. Verhoevens richtet sich darauf, inwieweit diese Texte als fiktive Literatur anzusehen sind und ob man ihnen einen ursprünglichen „Sitz im Leben“ zuweisen kann. Im letzteren Fall wären es reale Gefühlsäußerungen von Individuen, im ersteren entsprächen sie „dem Dekor der staatsideologisch und religiös geprägten ägyptischen Gesellschaft – oder vielleicht dessen Gegenbild“.

Literarische Ansichtskarten im engeren Sinne – Beschreibung der Schönheiten der Stadt, in der man sich gerade befindet, adressiert an eine Person, die nicht dort ist – sind zum einen der Pap. Sallier IV, vs. 1,1–4,8 und zum anderen der Pap. Anastasi III, 1,11–3,9. Beide Papyri stammen aus Saqqara, aus dem Ende der 19. Dynastie, und in beiden wird die Ankunft in einer Stadt beschrieben, deren Besonderheiten dem Briefpartner ausführlich geschildert werden. Im Pap. Sallier IV ist es Memphis, im Pap. Anastasi III Piramesse. Beide Texte weisen deutliche inhaltliche Parallelen auf: die wohlbehaltene Ankunft in der Stadt, die Beschreibung ihrer Architektur, ihrer Fülle an allen Genüssen des Lebens, die Schilderung von Festgelagen und Festzügen u. a. m.

Das Motiv vom Preis der Delta-Residenz findet sich auch in anderen Texten immer wieder. Bei der bekannten Ortsgebundenheit der Ägypter stellt sich da zu Recht die Frage, ob und inwieweit dieses Bild der Wirklichkeit entspricht. Die tatsächliche Situation war ja so, daß insbesondere die Spezialisten, Schreiber und Beamte, aus verschiedenen Teilen des Landes abkommandiert wurden, und das in eine Stadt im kühlen und feuchten Ostdelta.

Tatsächlich gibt es auch ganz andere Texte. Diese lassen sich unter dem Begriff „Sehnsucht nach Theben“ respektive „Sehnsucht nach Memphis“ zusammenfassen. Auch andere Städte, etwa Hermopolis, können Gegenstand des Heimwehs sein. Hier finden wir Bittgebete an Götter, wieder nach Süden in die Heimatstadt geholt zu werden, um Gottesnähe empfinden zu können, um Schutz, und um eine hohe Lebenszeit unter den Städtern erleben zu dürfen. Man sehnt sich nach der Wärme und dem Staub Oberägyptens, wo Brot und Wasser genügen, um glücklich zu sein.

Die eingangs gestellte Frage beantwortet U. Verhoeven dahin gehend, daß diese Texte keine persönlichen Momentaufnahmen darstellen, sondern Dichtungen von gesellschaftlich angesehenen Schreibern sind, die einen Diskurs dieser Zeit widerspiegeln. Die Annahme, hier lägen Äußerungen einer politischen Opposition vor, lehnt sie dagegen zu Recht ab.

Unter dem Titel „Vom Fluch zur Passion“ setzt sich H.-W. Fischer-Elfert mit der literarischen Genese des „Tale of Woe“ auseinander. Dieser sehr schwierige Text hat seit seiner Entdeckung wie so manch anderer eine recht wechselvolle Interpretation erfahren. In einer Phase historisierender Lesung wurde nicht nur versucht, den Inhalt dieses „Moskauer literarischen Briefes“ historisch zu fixieren, sondern man wollte sogar in der Person des unglücklichen Helden Wermai die des zeitweise vertriebenen thebanischen Hohenpriesters Amenhotep erkennen. Erst in jüngerer Zeit wurde diesen Versuchen der Boden entzogen und der literarisch/fiktionale Charakter der Geschichte in den Mittelpunkt gestellt.

H.-W. Fischer-Elferts Analyse setzt beim Kriterium der Intertextualität als Kennzeichen für den literarischen Charakter dieses Textes an, womit ihm wichtige Fortschritte in seiner Interpretation gelingen. So wird deutlich, daß die bisher meist vertretene Ansicht, das ausführliche einleitende Briefformular sei einfach nur besonders elaboriert und habe ansonsten mit dem eigentlichen Text nichts zu tun, nicht zu halten ist. Vielmehr zeigt sich ein signifikanter spiegelbildlicher Bezug zwischen den guten Wünschen des Formulars und der Realität des Befindens des Wermai.

Die ausführliche Schilderung dieses Befindens bzw. der Leiden des Wermai findet ihrerseits deutliche Parallelen in Fluchformeln wie denen in der Stèle de l'apanage aus der 22. Dynastie. Dem Schuldigen droht ein Sturz ins Chaos, ins Akosmische, er wird zu einer „beschädigten Identität“. Die teilweise wörtlichen Entsprechungen führen H.-W. Fischer-Elfert zu dem Schluß, daß Wermai sich der Mißachtung eines göttlichen Dekretes schuldig gemacht haben muß und als Konsequenz darauf mit dem Verlust von Amt und Einkommen, der eigenen Familie, der Selbsthaftigkeit und der körperlichen Integrität, von Verwandten und Freunden und schließlich sogar mit der Versagung eines rituellen Begräbnisses bestraft wird.

Das alles ist sicher nicht als individuelles historisches Schicksal zu betrachten, sondern als warnendes Beispiel dafür, was die Mißachtung eines göttlichen Dekrets zur Folge haben kann: Wermai ist zu einem „toten Lebenden“ geworden, weil er sich gegen seinen ehemaligen „Dienstherrn“ vergangen hat. Nach Lage der Dinge kann das, wie H.-W. Fischer-Elfert herausarbeitet, weder der hier früher ins Feld geführte ungenannte Pharaon noch ein anonymes Held sein, sondern Atum-Re-Harachte, dessen Priester Wermai gewesen ist.

H. J. Thissen gliedert seinen Beitrag: „Die demotische Literatur als Medium spätägyptischer Geisteshaltung“ nach dem in modifizierter Form von der literarischen Rhetorik über-

nommenen Hexameter *quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando*. Als Basis dient ihm eine Auswahl von Erzählungen und lehrhafter Literatur.

Die Frage *quis*, „wer schrieb“ – und auch: „wer las“ –, läßt sich auch für die Spätzeit nicht in genauen Zahlen beantworten; gesichert ist, daß ein nicht geringer Prozentsatz aus Priestern bestand, da größere Gruppen demotischer literarischer Texte auf Tempelgelände gefunden wurden. Hier sind auch zweifelsohne die Schreiberschulen anzusiedeln, in denen die Texte kopiert wurden, teilweise sicher auch entstanden sein dürften (= *ubi*).

Quid: Bei den Erzählungen unterscheidet Thissen insbesondere zwei Gruppen, 1. solche, in denen Könige, Kleinkönige oder Fürsten der Vergangenheit, und 2. solche, in denen insbesondere Sem-Priester die Helden oder auch die Antihelden sind. Zu ersterer Gruppe gehören vor allem die Mitglieder einer königlichen Familie mit Namen Inaros, Petubastis und Petechons. In der zweiten Gruppe spielt der Sohn Ramses' II., Chaemwaset, eine besondere Rolle. Weitere wichtige Gruppen sind die Lehren und Einzelwerke wie der inhaltlich noch immer problematische „Mythos vom Sonnenauge“, „der verkommene Harfenspieler“ oder die „Krugtexte“.

Quomodo und *quibus auxiliis* fragt danach, wie die Schreiber in einer veränderten Umwelt mit ihren literarischen Traditionen umgingen, d. h. vor allem, inwieweit sie sich äußeren Einflüssen öffneten oder nicht. Damit eng verbunden ist die Frage *cur*, die nach Thissen einen Blick auf die drastisch veränderte, von politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen geprägte Umwelt erfordert. Daraus resultierte Unsicherheit und ein Gefühl der Ohnmacht. Unter solchen Umständen entwickelte sich beispielsweise der griechische Roman. Dessen Entstehung ist zwar kaum in demotischen Erzählungen zu suchen, doch sind gegenseitige Beeinflussungen nicht ausgeschlossen. H. J. Thissen steht dezidiert auf der Seite derjenigen, die diese Einflüsse nachdrücklich bejahen; er betont zu Recht, daß das hellenistisch-römische Ägypten sicherlich kein „extraterrestrischer Biotop“ gewesen ist.

Auf ägyptischer Seite gilt natürlich weiterhin, daß die demotischen Erzählungen ägyptische Traditionen fortsetzen. Aber es sind auch neue Elemente zu beobachten, die sich aus der Berührung mit griechischer Literatur ergeben: Etwa das Oknos- und das Tantalos-Motiv in der zweiten Setna-Erzählung. Im Inaros-Petubastis-Kreis lassen Motive wie Heldenkämpfe, ein Schiffskatalog oder die Erzeugung von Streit durch den Ratschluß der Götter (in der demotischen Erzählung durch Osiris) an homerischen bzw. allgemeiner an epischen Einfluß denken – einzelne Schiffsaufzählungen in ägyptischen Texten oder die Götterversammlung in der Erzählung von Horus und Seth sind da keine überzeugenden Gegenbeispiele. Griechischen Einfluß sieht H. J. Thissen auch in der Invektive auf den freß- und trunksüchtigen Harfenspieler, die ohne Vorbild in der ägyptischen Literatur ist.

Das Gebiet der Gender Studies gehört zu den Disziplinen, die sich im Rahmen der Erforschung des Mittelmeerraumes in der Spätantike besonders stark entwickelt haben. Die koptischen Textquellen spielten dabei bislang eine eher untergeordnete Rolle und finden erst langsam die ihrer Bedeutung entsprechende Berücksichtigung.

Der Beitrag H. Behlmers: „Von Gattinnen, Müttern und wilden Weibern. Figurationen des Weiblichen in koptischen Heiligen- und Märtyrerlegenden“ setzt sich von diesem Ansatz her mit den koptischen hagiographischen Texten auseinander. In dieser nicht kleinen Textgruppe spielen erwartungsgemäß Frauen eine deutlich geringere Rolle als Männer: Sind von letzteren ca. 130 Viten bzw. Vitenfragmente erhalten, existieren von weiblichen Heiligen gerade 15. Ähnlich ist das Verhältnis im koptischen Synaxar, das zwar sehr viel mehr Namen von heiligen Frauen enthält; doch ist auch hier das Verhältnis von Frauen zu Männern etwa 1:10.

Weibliche Heilige aus Ägypten lassen sich insbesondere in zwei Gruppen einteilen: Märtyrerinnen und Asketinnen. Während vor allem letztere, insbesondere die Sonderform von

als Männer verkleideten Asketinnen, schon Gegenstand von Untersuchungen waren, blieb eine andere Gruppe bislang meist unberücksichtigt, und zwar die oft namenlosen Frauen, die in diesen Texten unterschiedliche Nebenrollen spielen: die von Müttern, Töchtern oder Schwestern der Protagonisten, Teilhaberinnen an deren Martyrium, als Versucherinnen, zu bekehrende Ketzerinnen usw. Ihnen gilt das besondere Interesse H. Behlmers, exemplifiziert an den Prototypen der Gattin, der Mutter und der „wilden Frau“. Ihr Beitrag ist ein Zwischenbericht für ein in Arbeit befindliches größeres Projekt zu dieser Thematik.

Diesen drei Prototypen gemeinsam ist die Rolle, die sie in den Texten spielen: An ihnen und ihrem Verhalten wird die überlegene Macht des christlichen Märtyrers oder Mönchsheiligen besonders deutlich. So verlassen die Gattinnen von Christenverfolgern ihre heidnischen Männer, oft nachdem sie dafür gesorgt hatten, daß diese oder andere Familienmitglieder durch die Macht des Heiligen von Krankheiten geheilt wurden, ohne daß das jedoch zur Einsicht bei den Betroffenen führte. Nicht selten verlassen die Frauen ihre Männer auch um den Preis, ihrerseits als Märtyrinnen zu sterben.

Die Mütter treten entweder als Mütter der Heiligen selbst auf, meist durch beispielhaften christlichen Lebenswandel charakterisiert, oder als fremde Frauen, denen der Heilige in großer Not hilft, insbesondere im Zusammenhang mit Geburten, plötzlichem Tod Neugeborener oder noch Ungeborener oder auch bei Kinderlosigkeit.

Der Typus des „wilden Weibes“ – das „draußen“ lebt, jungfräulich, stark, aggressiv und auch gewalttätig ist –, findet sich in der bisher untersuchten Literatur nur einmal und das interessanterweise an den Grenzen der ägyptisch/koptischen Welt, bei den Berbern angesiedelt. Aus dem 8. Jahrhundert stammend, liegt hier möglicherweise schon ein frühmittelalterliches Motiv vor, das infolge des Abbruchs der eigenständigen koptischen literarischen Produktion nicht weiterentwickelt werden konnte.